

LIVE-MIXING (1): ARRANGEMENT UND FREQUENZVERTEILUNG

Quelle guten Sounds


ULI HOPPERT

ist Verantwortlicher für Veranstaltungstechnik und angehender Meister VT. Als freier Techniker für Rigging und System ist er seit etwa 15 Jahren unterwegs, seit 1999 zudem Geschäftsführer und Teilhaber eines Dienstleistungsunternehmens für Veranstaltungstechnik. Daneben schreibt er für mehrere Zeitschriften.

Der Workshop

In dieser neuen Praxis-Reihe erfahren Sie, welche Möglichkeiten Sie haben, Ihren Sound beim Mixing zu optimieren. Einfach umsetzbare Tipps machen Sie Schritt für Schritt zum Sound-Spezialisten.

In dieser Ausgabe

geht es um die Frage, wie Sie mit einem durchdachten Arrangement die Grundlage für einen ausgewogenen und durchsetzungsstarken Sound schaffen können.



Viel zu oft nur stiefmütterlich behandelt wird das Thema Band-Mix. Wer will schon freiwillig neben dem Part am Instrument noch das Saalmischpult am Hals haben? Oft verfügen Musiker auch nicht über das nötige Know-how, um das Musikprogramm gut „über die Rampe“ zu bringen. Meist findet sich ein Bandmitglied, das mehr schlecht als recht sein Glück mit der Technik versucht. Dabei steht der technische Aspekt eines guten Bandsounds eigentlich erst an zweiter Stelle. Viel wichtiger – und damit die Basis eines guten Bandsounds – ist bereits das Arrangement eines Songs. Denn guter Sound entsteht an der Quelle, nicht im Mischpult.

Zu Hause kling't irgendwie ganz anders

Kennen Sie den Effekt? Ihre Songidee oder das Arrangement für das neue Programm klingt im heimischen Studio oder Probenraum fast besser als die aktuellen Tophits. Mit viel Aufwand werden Sounds programmiert, notiert und geprobt, doch

beim ersten Versuch mit der kompletten Band macht sich große Ernüchterung breit: Alles klingt nach Matsch, Sounds lassen an Definition vermissen, und die Gesangsstimmen finden absolut keinen Raum, um sich zu entfalten. Steuert man mit dem Mix am Bandpult entgegen, wird es meist nicht besser, sondern gar noch schlimmer. Was bleibt, sind infernalische Lautstärke und Unzufriedenheit.

Bevor Sie die Schuld für dieses akustische Ungemach auf die Technik schieben, sollten Sie zunächst erst einmal versuchen, das Unheil an der Wurzel zu packen. Lehnen Sie sich zurück und legen Sie eine CD ein – von den Beatles, Steely Dan oder Toto. Sogar manch Schwermetaller der frühen Jahre eignet sich hervorragend, denn eines kann man immer herausfinden: Wie machen es die Großen?

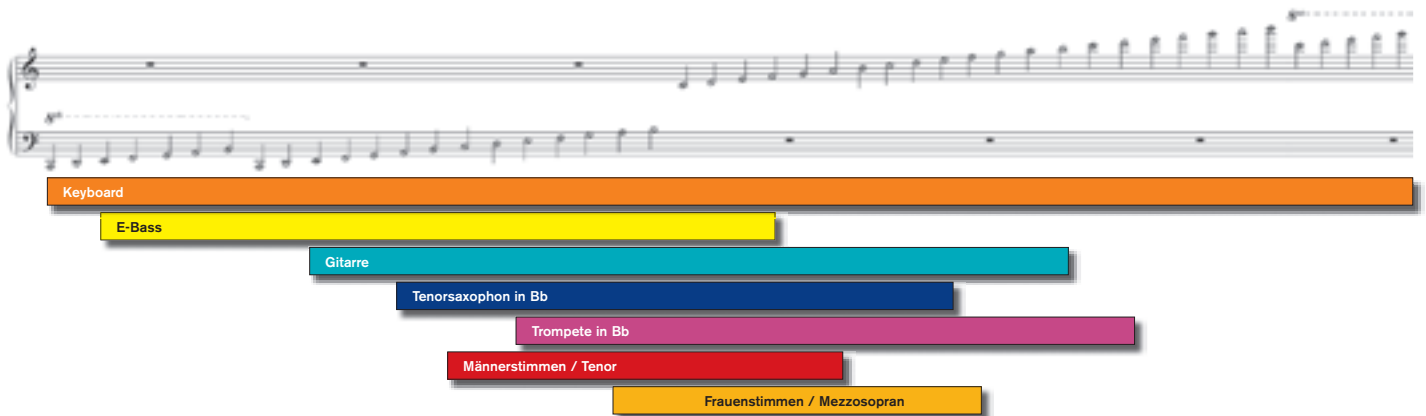
Das Arrangement bestimmt die Durchsetzungsfähigkeit des Bandsounds

Machen wir einen Ausflug in 60er Jahre und schauen den Beatles ein wenig über die Schultern. Eines konnten die vier Herren aus Liverpool ganz sicher: arrangieren. Zwangsweise, denn zur damaligen Zeit funktionierte Popmusik noch nicht anders. Moderne Lautsprecher oder gar eine voluminöse PA, heute obligatorisch, waren seinerzeit noch nicht erfunden. Mit den damals vorhandenen Gesanganlagen und Kofferverstärkern galt es, das Publikum nicht nur mitzureißen, sondern auch zu übertönen. Wer Aufnahmen aus dieser Zeit kennt, der kann sich vorstellen, dass es ohne stimmiges Arrangement unmöglich gewesen wäre, die Gesangsstimmen ordentlich über die Bühnenkante zu bringen.

TECHNIK-TIPP

Frequenzbereiche im Überblick

Kernbereiche eines gelungenen Arrangements liegen im Bass: Von etwa 20 bis rund 300 Hertz sind Grundtöne und Volumen zu finden, z.B. vom Bass oder der Kickdrum. Auch tiefe Keyboardsounds halten sich hier auf. In den Mitten, zwischen 500 und 3000 Hertz, befinden sich die Hauptinformationen von Stimmen und Melodieinstrumenten, z.B. Gitarren, Tasten- oder Blasinstrumente. In den Höhen oberhalb von 3000 Hertz finden sich neben den Obertönen viele Anteile von Percussion- oder Rhythmusinstrumenten, z.B. Becken, Snare und Teile des Gebläses. Wichtig: In den ganz hohen Lagen gibt es fast nur die Obertöne, welche die Klangfarbe eines Instrumentes prägen.



Die Leadgitarre von George Harrison spielt akzentuiert und zurückgenommen, wenn gesungen wird; offen und breit klingt die Gitarre nur dann, wenn der Gesang Pause hat. Die Rhythmusgitarre und der Bass beschränken sich während der Gesangsparts auf kleine Phrasen und Akzente. Ringo Starr, weniger als filigraner Techniker bekannt, dafür aber als solider Handwerker, setzt unter das Ganze ein sauberes und vor allem offenes Fundament. Straight gespielt, nicht verspielt, mit Fokus auf eine klare Rhythmusstruktur und ohne zu viel Gerolle über Toms und Becken. Keyboards, die all zu oft ein Stück mit Flächen und breiten Synthsounds zukleistern, sucht man bei den Beatles noch vergebens.

Elektronische Tasteninstrumente gab es bei den Beatles noch nicht, dafür aber ein paar Jahre später bei Steely Dan. Der Formation um Walter Brecker und Donald Fagen hört man ebenfalls an, dass die Herren arrangieren können. Überall da, wo Stimmen sind, nimmt sich die komplette Band zurück, Bläsesätze und Keyboardflächen verschwinden im Hintergrund, die Rhythmusgruppe spielt in kurzen Phrasen. Kein Gitarrengewimmer, auch keine Bratgitarre, die den Stimmen die Luft zum Atmen nimmt. Nicht umsonst genießen Aufnahmen von Steely Dan bzw. Soloalben von Fagen bis heute einen so guten Ruf, dass Dozenten an Musikschulen und Hochschulen diese Stücke als Beispiele für gelungene Pop- und Rockarrangements heranziehen. Ähnliches gilt für Toto, bei denen zwei Aspekte zusammenkommen. Betrachtet man zunächst den Frequenzbereich einer typischen Rockgitarre, fällt schnell auf, wo sich die Herren Kimball und Lukather in die Quere kamen – nämlich überall. Das Spektrum der Rockgitarre und der menschlichen Stimme überschneiden sich fast vollständig. Kommen dann noch üppig arrangierte Keyboards dazu, bleibt der Stimme nur noch die Flucht nach oben, dorthin, wo sich die so genannten „Shouter“ aus der Metal-Szene flüchten. Neuerdings auch wieder nach unten, die „Growler“.

Arrangieren ist die Kunst des Weglassens

Rein technisch betrachtet besteht die Kunst des Arrangierens darin, das zur Verfügung stehende Fre-

quenzband, also den für den Menschen hörbaren Audiobereich von etwa 20 bis ca. 20.000 Hertz, optimal zu bespielen. Ohne Bassfundament wird Musik fast immer die Größe fehlen. Je nach Musik-Genre ist hier deutlich „fetter“ oder auch mal „weniger“ gefragt. Für die Höhen gilt sinngemäß das Gleiche. Hier ist zu viel oft schädlich, dann wird der Klang als spitz oder gar nervend empfunden. Zu wenig Höhen lassen den Sound matt klingen. In den Mitten, wo nicht nur sinngemäß die Musik spielt, stecken die Hauptinformation der Stimme und zudem noch der größte Teil des Klangspektrums der Melodie tragenden Instrumente. Überlagerungen zwischen den einzelnen Bereichen lassen sich nicht ganz vermeiden, aber auf jeden Fall minimieren. Hier erschließt sich der Sinn eines guten Arrangements: Man schafft sich gegenseitig Platz im Song und sorgt damit für ausgewogene Verhältnisse.

Ein Vertreter der hohen Kunst des Weglassens ist auch Jeff Beck. Auf seinen Alben zeigt der Gitarrist, dass spartanisch instrumentierte Titel keinesfalls dünn klingen müssen. Eher das Gegenteil ist der Fall. Wer trotzdem fürchtet, um des guten Gesamtergebnisses willen zu wenig zu spielen, sollte sich auf eine andere Methode des banddienlichen Musizierens verlegen – nämlich einfach, aber akzentuiert zu spielen. Dauernder Wummerbass und akrobatische Figuren am Schlagzeug sind womöglich für ein Solo gut, kleistern aber das Gesamtergebnis zu. Ähnlich verhält es sich mit vielen flächigen Keyboardsounds und natürlich auch mit dem Inbegriff der Rockmusik, der Gitarre. Breite Riffs und Effekt überladene Sounds klingen solo eindrucksvoll und fett, im Bandkontext verwandeln sie jedoch das Arrangement in eine zähe Substanz ohne Kontur.

Als Musiker sollte man also nicht nur auf den Einsatz, sondern auch auf die Sounds ein Auge werfen. Reduzieren Sie z.B. bei Presetsounds am Keyboard den Effektanteil auf ein Minimum, bevorzugen Sie eine fast cleane Gitarre in Mono anstatt der verzerrten Breitwand-Axt. Beschränken Sie sich beim Bass und Schlagzeug auf die Grundaufgabe, nämlich das Rhythmusgerüst. Damit lassen Sie ihren Bandmitgliedern Raum zur Entfaltung und erhalten gleichzeitig die Spannung.



Lernen von Donald Fagen: „Kamakiriad“ ist eine CD mit lauter Paradestücken für einen transparenten, schlanken Mix, bei dem jedes Instrument inklusive Stimme(n) seinen Platz im Arrangement findet.